

IST DIE OPER SCHON TOT?

wider die besserwissenden Modernisierer (1993)

Die "schöne Leich" für die Oper?

"Totgesagte leben länger", heißt es. Demnach hat unsere Staatsoper eine sagenhafte Lebenserwartung.

Eifrigen Kommentatoren zufolge ist die Oper, vor allem die in Wien, nämlich längst verschieden. Es dürfte sie, genau genommen, seit Jahren nicht mehr geben. Denn man kann heute, heißt es, nirgends auf der Welt mehr mit täglich wechselndem Programm Musiktheater machen. Es ist auch nicht mehr möglich, ein qualitätvolles Sängersenemble fest an ein Haus zu binden. Es ist überhaupt nichts mehr möglich.

Sagen die Weisen. Daß die Wiener Staatsoper all diese Thesen Woche für Woche widerlegt, stört sie nicht. Sie machen sich nicht einmal ernsthaft die Mühe, etwa aus dem jüngst vorgelegten Programm für die kommende Spielzeit herauszudestillieren, was den Wahrheitsgehalt ihrer Verkündigungen wenigstens einigermaßen untermauern könnte. Sie postulieren den Tod des Genres. Das genügt ihnen.

Macht sich jemand die Mühe, den detailliert vorliegenden Saisonprospekt eingehend zu studieren, fiele ihm gewiß allerhand auf, was ihn keineswegs zu Jubelstürmen veranlassen wird. Natürlich gibt es unter den avisierten Künstlern

Sänger und Dirigenten, denen Weltrang
gewiß nicht zukommt.

Wiens Oper kocht, das ist offenkundig,
auch nur mit Wasser. Überdies muß sie, da
sie nun einmal möglichst viele
verschiedene Stücke an 300 Abenden
präsentieren will, auf Inszenierungen
zurückgreifen, die mehr als angegraut
sind.

Nur: Wer solche widrigen Umstände auf
das System schiebt, das hierzulande
traditionsgemäß praktiziert wird, wer mit
solchen Argumenten den Repertoirebetrieb
verteufelt und behauptet, nur im
sogenannten Stagioneprinzip liege die
letzte Rettungschance der Kunstgattung,
der betreibt bewußt - oder, was noch

schlimmer wäre, unreflektiert -
Lügenpropaganda.

Der Vergleich, sagt die Werbung, macht sie sicher: Es genügt tatsächlich, die Saisonprogramme der ausschließlich serienweise spielenden großen Häuser von Mailand über London bis New York herzunehmen, um festzustellen, daß diese mit durchaus ähnlichen Besetzungen, zum Teil sogar mit denselben Namen, hin und wieder sogar mit ähnlich "veralteten" Produktionen aufwarten wie das Wiener Haus. Daß also Mißerfolge und wenig attraktive Vorstellungen hier wie dort einzukalkulieren sind. Formulieren wir's modisch: Sie sind beiden Systemen immanent.

Der Unterschied liegt auf der Hand:
Aufführungsserien mit den ersehnten
Weltstars wie Pavarotti, Domingo,
Carreras, Varady, Gruberova, Baltsa,
Raimondi und so weiter finden in all den
genannten Häusern statt. Sooft wie
möglich, versteht sich. In Wien ist es dank
der Repertoirevielfalt meist sogar
mehrmals pro Saison der Fall.

Das ist der eine Unterschied. Der andere:
In Wien ist es, weil täglich gespielt wird,
sogar möglich, zwischendurch allerhand
schöne, manchmal sogar
außergewöhnliche Abende zu erleben,
auch wenn gerade einmal kein Superstar
auf der Bühne steht. Das ist anderswo
kaum oder gar nicht mehr möglich.

Reden wir also einmal nicht vom unvergleichlichen Orchester, das uns von vornherein von allen Konkurrenten unterscheidet. Reden wir nicht davon, daß das vielgeschmähte Ensemble neben guten, soliden oder halt wirklich nicht besonders attraktiven Künstlern auch solche aufzuweisen hat, die für erstes Niveau garantieren, und dafür, daß die gastierenden Stars hier eine künstlerische Umgebung vorfinden, die ihnen anderswo mangels eingespielter Kollegenschaft nicht geboten werden kann.

Stellen wir stattdessen nur einmal einen Vergleich an wie den obigen, bevor wir Todesnachrichten versenden. Und freuen wir uns außerdem auf Kleiber, und Muti,

und Mehta, auf alle erwähnten und viele andere Sänger.

Oder einfach über die Wiener Oper, treibt sie doch recht häufig bunte Blüten, weil man ihr Gelegenheit dazu gibt und sie nicht in einem Stagione-Korsett erstickt, das ihr nie angemessen war.

mehr

Sinkothek

Beckmessers Diarium

Operamania

Interpreten